

RE: Konzert im Kloster

Sehr geehrter Herr Merkel,

als Stiftskantor am Kloster Loccum haben Sie uns auf ein musikalisches Ereignis in Ihrem Hause hingewiesen. Dafür vielen Dank. Am Sonntag, 20. September, so schreiben Sie, gastiert bei Ihnen im Rahmen der Reihe „Musik zur Einkehr“ um 17.30 Uhr das Frauenvokalensemble „SoNett“ aus Schotten. So weit, so nett.

Ihnen ist sicher bekannt, dass die Verwendung einer Binnenmajuskel in geschäftlichen Mails zwar nicht unter Strafe steht, aber dennoch von vielen Empfängern nicht gern gesehen wird.

Binnenmajuskeln wie in BahnCard oder InterRail können den Leser unangenehm berühren: als GroßSprech aus der Marketingteilung, als verzweifelt Ringen um BEACHTUNG. Binnenmajuskeln sind Stolpersteine auf dem Weg zum Textverständnis. Besonders das Binnen-I, mit dem die weibliche Form kurz mal integriert werden soll (JuristInnen, KundInnen, LeserInnen) erwies sich als nicht leserfreundlich. Leuchtturmgleich stand das I stets mitten im Lesefluss. Bis auf ein paar BehÖrDEN haben die meisten Schreiber mit dem Unfug aufgehört.

Manchmal aber gelingt das Spiel mit der Binnenmajuskel auch. Denken Sie nur an die legendäre Werbung aus dem Jahr 1970: Schreibmaschine. Zwei Worte in einem und eine klare Aussage, das war hervorragend. Aber so etwas Ähnliches ist dem Vokalensemble, das bei Ihnen auftritt, ja auch geglückt: SoNett. Das funktioniert und klingt richtig, nunja: nett. Ich wünsche Ihnen einen schönen AbEND.

Ronald Meyer-Arlt

„Faust“-Preise nach Niedersachsen?

Zwei Kandidaten aus Niedersachsen stehen in der Endauswahl für den Deutschen Theaterpreis „Der Faust“, der am 28. November zum vierten Mal vergeben wird: In der Kategorie Musiktheater wurde Barrie Koskys Inszenierung von Janaceks „Aus einem Totenhaus“ an der Staatsoper Hannover nominiert. Und in der Rubrik „darstellerische Leistung Schauspiel“ ist Katharina Wilberg vom Theater für Niedersachsen (Hildesheim) eine von drei Anwärtern. Sie wurde für ihre Interpretation der Marianne in Horváths „Geschichten aus dem Wiener Wald“ benannt. Die Gewinner des undotierten nationalen Theaterpreises, den der Deutsche Bühnenverein, die Kulturstiftung der Länder und die Deutsche Akademie der Darstellenden Künste vergeben, werden am 28. November im Staatstheater Mainz bekannt gegeben. Bei der Gelegenheit wird auch Pina Bausch für ihr Lebenswerk posthum geehrt. rw

Ehrenmedaille für Ruth Klüger

Die Schriftstellerin Ruth Klüger erhält die Ehrenmedaille der Stadt Göttingen. Klüger bekommt die Auszeichnung aufgrund ihrer literarischen Bedeutung, ihrer Biografie als deutsche Jüdin sowie ihrer langjährigen Beziehung zu Göttingen, heißt es in der Begründung. Als Überlebende der Konzentrationslager Auschwitz und Theresienstadt habe Klüger mit ihrer Autobiografie „Weiter leben“ zur Aufarbeitung der dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte beigetragen. Einen Termin für die Verleihung gibt es noch nicht. Die 1931 in Wien geborene Klüger, die auch Trägerin des Niedersachsenpreises ist, lebt heute in den USA. dpa

New Yorker Autor Jim Carroll gestorben

Der New Yorker Untergrundpoet und Punk-Rocker Jim Carroll ist im Alter von 60 Jahren gestorben. Er erlag am Freitag in seinem Haus in Manhattan einem Herzinfarkt, wie die „New York Times“ gestern unter Hinweis auf seine geschiedene Frau Rosemary Carroll berichtete. Carroll war 1978 mit dem Buch „The Basketball Diaries“ bekannt geworden, in dem der einstige Eliteschüler schonungslos seine Erfahrungen als Junkie schildert. Die Verfilmung des Buchs 1995 gehörte zu den ersten großen Auftritten von Leonardo DiCaprio. dpa

Berliner Ensemble demnächst insolvent?

Das Berliner Ensemble ist nach den Worten seines Intendanten Claus Peymann „in einem Jahr insolvent“, falls ihm nicht die vertraglich zugesicherten zusätzlichen öffentlichen Zuschüsse gewährt werden. Dies sei keine Erpressung und keine Drohung mit Rücktritt, sondern die „bloße Beschreibung der Realität“, sagte Peymann am Montag im Kulturausschuss des Berliner Abgeordnetenhaus: „Ich bitte Sie, in einer übergreifenden Koalition dem Berliner Ensemble zu helfen, damit wir in einem Jahr nicht auf der Straße stehen müssen.“ dpa

Jenseits des Dudens

Subversiv und kraftvoll: Reinhard Jirgl erhält heute den Grimmelshausen-Preis für seinen Roman „Die Stille“

VON MARTINA SULNER

Auf den ersten und letzten Seiten dieses Buches sind die Mitglieder der Familien Baeske, Schneiderei und Adam aufgeführt. Das ist hilfreich, denn in Reinhard Jirgls neuem Roman „Die Stille“ tauchen so viele Personen auf, dass der Leser leicht den Überblick verliert. Zumal der Berliner Romancier die Geschichten der Familien nicht chronologisch erzählt, sondern von der Gegenwart in die Vergangenheit und auch mal in die Zukunft springt. Außerdem gehen die Erzählstimmen so nahtlos ineinander über, dass man nicht immer genau weiß, welche Figur da gerade spricht.

Heute wird der 1953 geborene Autor im hessischen Gelnhausen für „Die Stille“ mit dem Grimmelshausen-Preis (dotiert mit 10 000 Euro) ausgezeichnet. Das Buch sei, lobt die Jury, ein „subversives, zutiefst geschichtsskeptisches Werk“.

Neben dem Lion-Feuchtwanger-Preis ist es bereits die zweite Auszeichnung, die Jirgl in diesem Jahr zugesprochen wurde. Überhaupt hat man den Berliner vom Anna-Seghers- über den Alfred-Döblin- bis zum Joseph-Breitbach-Preis in den vergangenen Jahren mit zahlreichen renommierten Auszeichnungen geehrt.

Bei den Lesern kommt der Liebling der Juroren nicht immer so gut an. Jirgl ist ein schwieriger Autor, die Lektüre seiner Bücher oft anstrengend. Das gilt auch für seinen Roman „Die Stille“, in dem Jirgl wieder seine eigenwillige, manchmal maniert wirkende Orthographie benutzt. Da liest sich etwa so: „Zumdank aber ward nun Felicitas vom neuen Schulleiter, dem Zank&gelärme um solchen Ostzönm-Scheiß unverständlich u zuwider, für den Lehrdienst kurzerhand als unflecksibel Igestuft ...“ Wer den Duden für das Maß aller Dinge hält und beim Lesen vor allem Spaß ha-

ben will, ist bei diesem Autor an der falschen Adresse. Wer aber Lust und Geduld hat, sich auf eine Art literarische Großwanderung zu begeben, kann neben aller Anstrengung zahlreiche eindruckliche Momente erleben und bewegende Geschichten lesen.

„Die Stille“ handelt von fast 100 Jahren aus dem Leben mehrerer Familien. Dabei folgt die Erzählung den nicht näher beschriebenen Bildern eines Fotoalbums. „Werner, Tochter Henriette auf seinem Schoß; in der Mathildenburg Wohnung, 1942“ lautet die Unterschrift unter dem ersten Foto. Henriette ist mittlerweile gestorben, und Witwer Georg Adam beginnt im Sommer 2003 mit der Erzählung über seine eigene Fa-



Reinhard Jirgl Friedrich

milie, die seiner verstorbenen Frau und deren Eltern. Es sind Geschichten von Menschen, die verschiedene Staatsformen vom Kaiserreich, übers „Dritte Reich“ bis zur DDR erleben, die Kriege überstehen und in private Wirren verstrickt sind. Jirgls Figuren erleben Bösartigkeiten, Verfolgung, auch Hass innerhalb der Familien – das alles hat etwas Monströses und Maßloses, was seine Entsprechung in der literarischen Form findet. Die Prosa erinnert an eine Wortflut, an lange innere Monologe. Eindeutigkeit darf man nicht erwarten. Beim Blick auf die Fotos sagt eine Figur: „Fragen. Sie haben uns wieder Nurfragen hinterlassen.“

Reinhard Jirgl: „Die Stille“. Hanser. 529 Seiten, 24,90 Euro.



Gesichter der Islamischen Revolution, 1979 von Bahman Jalali in den Straßen seiner Heimatstadt Teheran festgehalten.

Jalali

Tage des Feuers

Bahman Jalali, der iranische Spectrum-Fotopreisträger 2011, spricht in Berlin über seine Kunst und über Politik

VON JOHANNA DI BLASI

Bei aller Globalisierung und weltweiten Vernetzung gibt es immer noch viele blinde Flecken. Wer etwa weiß bei uns, dass der Iran eine fast so lange fotografische Tradition wie der Westen besitzt? Vor 165 Jahren kam die Fotografie über Indien in den Iran und wurde zunächst vor allem in höfischen Kreisen gepflegt. Eine genuin iranische Bildsprache entwickelte sich, von kolonialen Vorbildern weitgehend frei. In Paris, im Musée du quai Branly, wird in wenigen Tagen die Ausstellung „165 Jahre iranische Fotografie“ eröffnet.

Einer der Kuratoren dieser Ausstellung ist der iranische Fotodokumentarist Bahman Jalali. Er ist Gründer eines Fotomuseums im Iran, lehrte moderne Bildkunst an diversen Universitäten seines Landes und ist einer der wichtigsten iranischen Fotokünstler. Bei uns aber

war der Fotograf, der 1945 in Teheran geboren wurde, bis vor zwei Jahren weitgehend unbekannt. Jalali, so gab die Stiftung Niedersachsen kürzlich bekannt, wird Träger des Spectrum-Fotopreises 2011 und soll in zwei Jahren im Sprengel Museum mit einer großen Ausstellung geehrt werden.

Gestern machte der iranische Fotokünstler und Intellektuelle auf seiner Reise nach Paris Zwischenstopp in Berlin. Klein, bescheiden wirkt er, die dunklen Augen hinter einer großen runden Brille sind ständig in Bewegung. Wenn er spricht, muss das geistreich und humorvoll sein, denn die Iraner, die seinem Auftritt in der niedersächsischen Landesvertretung in Berlin beiwohnten, müssen immer wieder schmunzeln. Die Übersetzung übernimmt Jalalis Neffe Mansour Aalam, der in Deutschland aufgewachsen ist.

Jalalis Themen sind durchweg ernst:

Es geht um kulturelle, soziale und ökonomische Veränderungen und um politische Einschnitte. In seiner Heimat ist er vor allem als Dokumentarist der iranischen Revolution von 1978/79 bekannt. Er hat sie vom ersten bis zum letzten Tag in unzähligen Schwarzweiß-Aufnahmen festgehalten. Mit Wertungen hat er sich dabei zurückgehalten. Dennoch gilt er als politischer Fotograf. „Seit der Revolution werden im Iran alle Bilder als politisch betrachtet, auch wenn sie gar nicht so gemeint sind“, sagt er.

Zu einer eigenen fotografischen Sprache fand Jalali im Irak-Iran-Krieg. Zunächst belieferte der ausgebildete Ökonom eine Pariser Bildagentur mit Fotos aus dem Kampfgebiet. Schon bald aber bewegte er sich auf eigene Faust durch die Geisterstädte und apokalyptischen Landschaften des Krieges, getrieben von der brennenden Frage nach Gründen für das Geschehen.

Lächelnd erzählte er gestern, dass der Bildredakteur in Paris brennende Panzer und Öltanker habe sehen wollen. „Ist das Tankschiff nun untergegangen oder nicht?“, habe der Mann wissen wollen. Statt havariertes Panzer aber lieferte Jalali Bilder von Toten mit schmerzverzerrten Gesichtern. So war die Zusammenarbeit bald beendet.

In seiner Heimat erfuhr Jalali Zensur: Die Edition seiner Kriegsbilder wurde unterbunden. Und ein Buch mit Revolutionsaufnahmen („Bluttag, Feuertage“) durfte nicht in dritter Auflage erscheinen. Den genauen Grund kennt Jalali nicht. Vielleicht liegt es an den unverschleihten Studentinnen, die auf den Aufnahmen die Fäuste recken.

Catherine David, die 1997 die documenta X leitete, hat Bahman Jalali für den Westen entdeckt und Retrospektiven in Barcelona (2007) und Graz (2009) gezeigt.

Diagnose Krebs

Zwei eindringliche Bücher von Jürgen Leinemann und Georg Diez zum Umgang mit Krankheit und Tod

VON JEANETTE STICKLER

Ein Thema, zwei Perspektiven: Georg Diez, Jahrgang 1969, schreibt in „Der Tod meiner Mutter“ in der Rolle des Sohnes über die Krebserkrankung und das Sterben der Mutter. Jürgen Leinemann, Jahrgang 1937, beobachtet als Betroffener in „Das Leben ist der Ernstfall“ sich selbst und den Verlauf seiner schweren Krankheit über einen Zeitraum von gut anderthalb Jahren.

Die Autoren, beide Journalisten, eint eine grundlegende Erkenntnis: „Krankheit ist Kränkung, tiefe existentielle Erniedrigung“, beklagt Leinemann. „Als sie schwach wurde“, schreibt Diez über seine Mutter, „war der Tod eine doppelte Bedrohung und in gewisser Weise sogar eine persönliche Beleidigung.“ In beiden Büchern geht es in erster Linie um den psychischen Umgang mit der Krankheit. Nüchtern, sachlich und der Chronologie verpflichtet beschreibt der ehemalige „Spiegel“-Journalist Jürgen Leinemann, der in diesem Jahr mit dem Henri-Nannen-Preis für sein Lebenswerk ausgezeichnet wurde, den Verlauf seiner Krankheit. Wie eine Keule erlebt er die

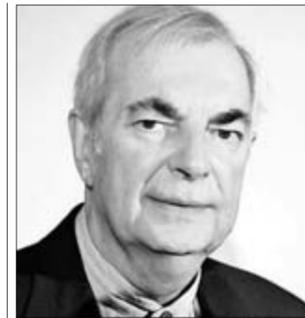
medizinische Erklärung, die er wenige Tage vor seinem 70. Geburtstag und wenige Monate nach seiner Verabschiedung vom Hamburger Magazin, für die Schmerzen im Halsbereich erhält: Zungenrundtumor. Was folgt, ist eine Berg- und Tal-Fahrt, psychisch wie physisch. Der Tumor ist zurzeit besiegt, aber die Nebenwirkungen und weiteren Krankheiten, die sich infolge der Behandlung eingestellt haben, beeinträchtigen sein Leben.

Davon, vor allem aber von Angst und Hoffnung, vom Hadern mit dem Schicksal, von Wut und Zorn und Trauer berichtet Leinemann mit großer Offenheit. Dabei sind ihm seine Überlegungen und seine Selbsterkundungen immer wieder Anlass, Stationen seines Lebens heraufzubeschwören: „Wenn die Zukunft schrumpft, blickt man zurück.“ So weitest sich der Krankenbericht unter der Hand auch zu einem autobiografischen Rückblick des Journalisten, dem Selbstkritik nicht fremd ist: Er berichtet von Begegnungen mit den Mächtigen, aber auch von seiner Alkoholkrankheit und von den Gedanken an Suizid. Aus diesen Notizen ist ein Buch entstanden, das Kranken

Mut machen kann, und in seiner tiefen Menschlichkeit ein Gewinn für jeden Leser ist.

Hannelore Diez, die 1935 geborene Mutter des Journalisten Georg Diez, hat die erste Diagnose Krebs um zwölf Jahre überlebt. Als sie starb, im Jahr 2006, war sie 71 Jahre alt. Ihr hat der Sohn ein bisweilen anrührendes Denkmal gesetzt, er hat ein feinfühliges Porträt einer ungewöhnlichen Persönlichkeit gezeichnet. Dass ihm die Beobachtungen an der eigenen Mutter unversehens auch zu autobiografischen Ausflügen geraten, kann bei einer solchen Betrachtungsweise kaum ausbleiben. In der Hauptsache erweist sich dieses Buch als präzise beobachtete Persönlichkeitsstudie – sowohl der Betrachteten als auch des Betrachters.

Der Sohn wird zum ersten Mal Vater, das heißt, er erlebt, wie neues Leben entsteht, und zur gleichen Zeit muss er die eigene Mutter in den Tod begleiten. Es sind auch die selbstkritischen Beobachtungen, die die Qualität dieses Buchs ausmachen, etwa wenn Diez schreibt: „Ich war wie zweigeteilt. Ein Teil von mir wusste, was da passierte, ein anderer Teil wollte es nicht wissen. Ich war oft ge-



Der Journalist Jürgen Leinemann. dpa

nervt, wenn ich mit ihr sprach, ich verstand nicht, warum sie so kompliziert war, warum sie mal gut gelaunt war und mal schlecht, ich war ungeduldig am Telefon und froh, wenn sie aufgelegt hatte. Ich wollte mich auf mein Leben konzentrieren.“ Die ganze Ambivalenz der Gefühle zwischen Mutter und Sohn und das

Von der Insel

Hildesheimer Ausstellung zum Malteserorden

VON SIMON BENNE

Am Anfang stand gewissermaßen der interreligiöse Dialog: Im Jahr 1048 erlaubte der Kalif von Ägypten christlichen Kaufleuten, in Jerusalem ein Hospital zu errichten, eine Mischung aus Herberge und Krankenhaus, das Pilgern ungeachtet ihres Glaubens oder ihrer Rasse offenstehen sollte. Teils wurden hier bis zu 4000 Menschen täglich versorgt, von einer Institution, die es noch heute gibt – als „Souveränen Ritter- und Hospitalorden vom Hl. Johannes zu Jerusalem genannt von Rhodos und von Malta“.

Vor genau 50 Jahren hoben dieser Malteserorden und die Caritas im Bistum Hildesheim den Malteser-Hilfsdienst aus der Taufe, der im Bistum heute mehr als 30 000 Mitglieder zählt. Am Sonnabend feiert man das Jubiläum in Hildesheim von 10 Uhr an mit einem Festgottesdienst im Dom sowie einem Festumzug und vielen Aktionen in der Stadt. Bereits jetzt zeigt eine Ausstellung im Hildesheimer Rathaus Exponate aus der bewegten Ordensgeschichte. Zu sehen sind Bücher, Trachten, Wappen, Kupferstiche und historische Landkarten aus dem reichen Fundus des Paderborner Vereins Melitensia, der sich der Historie des Ordens verschrieben hat. Zu sehen sind etwa ein Autograph des Großmeisters Ellion de Ville-neuve von 1330.

Nach dem Ende der Kreuzzüge (deren unrühmliche Geschichte in der Ausstellung etwas kurz kommt) zogen sich die Malteser nach Rhodos und 1530 schließlich nach Malta zurück. Zur Zeit des bislang einzigen deutschen Großmeisters, des Freiherrn von Hompesch-Bollheim, nahm Napoleon 1798 Malta ein und vertrieb die Malteser. Seitdem haben diese zwar kein eigenes Staatsgebiet mehr, doch gleichwohl firmiert der Orden als Subjekt des Völkerrechts. Der 79. Großmeister, der Brite Matthew Festing, sitzt in Rom. Als wohl einziges Staatsoberhaupt der Welt lässt er immer montags die Amtsgeschäfte ruhen, um sich um Arme und Obdachlose zu kümmern.

Im Hildesheimer Rathaus, am Markt, bis Sonntag täglich von 9 bis 18 Uhr. Mehr Informationen unter (05 11) 9 59 86 45.

Heimspiel

Christoph Prick dirigiert „Fidelio“ in Hannover

VON STEFAN ARNDT

Zuletzt hat er das Stück hier vor 14 Jahren dirigiert: Beethovens „Fidelio“ gehörte zu den letzten Opernproduktionen, die Christoph Prick als Generalmusikdirektor in Hannover leitete. Ein Jahr später schied er nach nur drei Jahren vorzeitig aus dem Vertrag aus. Nun ist der 1946 in Hamburg geborene Dirigent für die Wiederaufnahme von Georg Schmidleitners „Fidelio“-Inszenierung an das Pult seines ehemaligen Orchesters zurückgekehrt.

Schon 1995 fiel Prick in dieser Zeitung als „entschieden und entschlossen“ auf, und an dieser Herangehensweise hat sich bis heute wenig geändert. Von Beginn an erweist sich Prick, der heute GMD in Nürnberg ist, eine Dirigierklasse in Hamburg leitet und dem Orchester im amerikanischen Charlotte vorsteht, als sehr einsatzfreudig: Fast jeder Musiker bekommt von ihm eine Extraeinladung zum Spielen. Entsprechend fest und wenig flüchtig tönt so die Ouvertüre, und auch den ersten Szenen (die ja noch nicht im Kerker spielen) würde man mehr Freiheit und Luft wünschen. Bald aber erweist es sich von Vorteil, dass Prick das Orchester eng am Zügel führt: Schnell und dezent fängt er eine kleine Schwäche der Primadonna auf, und die schwierigen Chorszenen hört man selten so präzise. Und spätestens in Roccas glitzernder Goldarie kommt auch der Klang noch ein wenig zu seinem Recht.

„Fidelio“ wieder, dann mit Lutz de Veer am Pult, am 16., 23. und 27. September, Karten: (05 11) 99 99 11 11.

Wechselbad zwischen Hoffen und Bangen aus dieser Krankengeschichte breitet der Autor in seinem in manchen Teilen geradezu poetisch anmutenden Buch aus, das vor allem dann berührt, wenn der Sohn seine sterbende Mutter beschreibt: „Es war in diesen Tagen eine Rohheit an ihr, die mit der Angst kam; es war eine Einsamkeit, die mit der Krankheit kam; es war eine Hochmütigkeit, die mit der Schwäche kam. Fast könnte man sagen, dass etwas wie Verachtung aus ihr sprach, die Verachtung der Sterbenden.“ Bei aller Zustimmung gegenüber diesem eindringlichen Buch lässt Georg Diez eine Frage unbeantwortet: Darf man in dieser Schonungslosigkeit über den Tod der eigenen Mutter schreiben, intime Details der Öffentlichkeit preisgeben? Hannelore Diez kann sich nicht mehr dagegen wehren.

Georg Diez: „Der Tod meiner Mutter“. Kiepenheuer & Witsch. 200 Seiten, 16,95 Euro.

Jürgen Leinemann: „Das Leben ist der Ernstfall“. Hoffmann und Campe. 240 Seiten, 19,90 Euro.